

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Hildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülkerstr. 6.

Nr. 23.

Samstag, 2. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Des Kapitäns bester Rock.*)

Humoreske von F. Hohenfeld.

Der Kapitän Robertson, welcher eine bewegte militärische Laufbahn hinter sich hatte und sich noch jetzt mit Vorliebe „Herr Kapitän“ nennen ließ, war ein stattlicher Mann in den fünfziger Jahren und ein großer Freund von einem Gläschen Wein.

Der Herr Kapitän pflegte, wenn er an einem schönen Sonntage ausging, einen dunkelblauen Militärrock von feinstem Tuche zu tragen. Derselbe hatte einen Kragen von Seehundsfell, und Aufschläge sowohl, als Besatz waren von demselben Stoff; der Rock hatte infolge dessen ein sehr elegantes Aussehen.

Eine alte, schäbige Toppe hing beständig hinter der Küchentür, welche der Kapitän auf besonderen Wunsch seiner Frau stets dann anzog, wenn er in seinem Weinkeller oder zwischen seinen alten Papieren herum zu kramen hatte.

Des Kapitäns „bester Rock“ aber war der Stolz und die Freude seiner Frau. Sie sorgte dafür, daß er stets sauber gebüßet war. Sie hing ihn nach dem Gebrauch immer eigenhändig an einen besonderen Nagel in dem Kleiderschrank; auch sah sie immer erst nach dem Wetter, wenn der Herr Gemahl ausgehen wollte, ob sie ihm auch den besten Rock anvertrauen konnte, ohne daß derselbe Schaden litt. —

Indessen, das Verhängnis waltet oft, wenn wir es am wenigsten erwarten.

Eines schönen Tages, als es regnete, so stark es nur konnte, sah die Frau Kapitän ihren Mann ganz gemüthlich vor einem Haufen Zeitungen sitzen. Er hatte sich vorgenommen, einen Untersuchungsbericht von Anfang bis zu Ende zu lesen.

Sie machte sich deshalb beruhigt an ihre häuslichen Arbeiten, die man am liebsten bei Regenwetter vornimmt.

Als sie nach ungefähr einer Stunde wieder ins Zimmer kam, war zu ihrem Erschrecken der Herr Kapitän fortgegangen.

Es goß in Strömen vom Himmel herab. Alle Zeitungen lagen in einem Haufen auf dem Tische, daneben lag die Brille und die geliebte Meerschamuspfeife des Kapitäns.

„Gütiger Himmel!“ rief die Frau. Er ist ausgegangen! Er geht sicher nach dem Kasino, und das bei diesem Wetter!“

Da schoß ihr ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf und ein fast tödtliches Erschrecken befiel sie.

„Allgerechter! der Rock, sein Staatsrock!“ rief sie aus. „Er wird doch nicht —“

Sie vollendete nicht; an den Kleiderschrank eilend und diesen öffnend, fand sie zu ihrem Entsetzen den Regenrock dort noch hängen, der schöne, blaue Tuchrock aber war fort. Dazu noch stand der Schirm auch im Schrank.

„Er hat seinen besten Rock angezogen und ist ohne Regenschirm ausgegangen!“ rief die Frau, die Hände zusammenschlagend und warf sich in einen Armstuhl. „O, weh! O, weh! Mary, Mary! Der Herr Kapitän hat seinen besten Rock angezogen und ist ohne Schirm ausgegangen, und das bei diesem Wetter!“

Mary, die alte Dienerin des Hauses, kam hereingestürzt und vereinte ihr lautes Klammern mit dem der Hausfrau.

Beide Frauen wurden jetzt die leere Flasche gewahr, welche neben dem Glase auf dem Tische stand. Beide wußten genau, daß sie vor einer Stunde noch nicht leer gewesen war, und nun konnten sie sich auch denken, weshalb der Herr Kapitän bei diesem Regen ohne Schirm ausgegangen war.

Mary nahm die leere Flasche mit in die Küche und die Frau des Hauses harrete der Rückkehr ihres Mannes.

Aber Stunde auf Stunde verrann. Es fing bereits an zu dämmern und immer kam der Gemahl noch nicht wieder. Und dabei regnete es noch immer stärker als vorher.

Endlich hörte die Frau des Kapitäns ein Geräusch an der Hausthür und gleich darauf stolperte ihr Mann aus Sturm und Regen in sein Heim und bald darauf ins Zimmer hinein. Einen Blick nur warf die Frau auf den späten Ankömmling, dann schrie sie förmlich auf. Er war in — Hemdsärmeln.

Was mochte aus dem Rock, dem Staatsrock geworden sein?

„Du bist ja naß wie eine Wasserratte!“ rief sie aus. „Du bist ganz aufgeweicht! Und der schöne Rock, wo ist der? Wo ist Dein bester Rock? Wo hast Du ihn gelassen? Sage es mir! O, Du mußt ja schnell zu Bett! Ich will Deine Füße in Flanell einwickeln und Dir eine Schlafmütze aufsetzen. Ich will Dir Kamillenthee kochen, damit Du ordentlich in Schweiß kommst. Bei solchem Wetter ohne Schirm und Rock nach Hause zu gehen — Du kannst ja die Lungenwindfucht bekommen!“

*) Nachdruck nicht gestattet.

Der Herr Kapitän war auf einen Stuhl niedergesunken und hörte die Empfangsrede seiner Frau in selbiger Weinlaune mit vor Müdigkeit halbgeschlossenen Augen ruhig an. Er hörte kaum, was sie sprach.

„Aber, so sage mir doch um des Himmels willen, was hast Du mit Deinem Rock angefangen, mit Deinem besten Rock?“ rief seine Gattin aus und teilte ihre Angst zwischen dem kranken Gemahl und dem verschwundenen Rock.

„Habe ihn verschenkt!“ stammelte jetzt der Kapitän in Absätzen mit schwerer Zunge hervor. „Habe ihn verschenkt!“ wiederholte er. „Bin mildthätig gewesen! Gab ihn weg!“

Er erlaubte jetzt seiner Frau, daß sie ihm die Stiefel auszahlf.

„Du gabst Deinen Rock weg?“ schrie die Dame empört auf. „O, wie muß der Wein Deinen Kopf eingenommen haben!“

„Mein Herz, mein Herz, Liebste!“ erwiderte der Weintrunkene und fuhr sich mit der Hand über die Brust. „Ich habe ein zu weiches Herz, zu weiches Herz! Konnte es nicht mit ansehen, daß ein Mensch heute — ohne Rock gehen — sollte! Ist auch ein Mensch! Habe genug Röcke!“

„Das war brav von Dir!“ sagte die Frau, während sie ihm ins Bett half. „Wo war der Mann? Wo ist er jetzt?“

„Unten — im Kasino!“ antwortete der Uebermüdete.

„Ist er noch da?“ fragte sie wieder.

„Der Wirt ist ein guter Mann; bei solchem Wetter schickt der keinen Hund hinaus!“ gab der Kapitän zur Antwort. In demselben Augenblick aber fing er auch schon laut zu schnarchen an.

„Gütiger Himmel!“ rief die Frau verzweifelt aus. „Was soll ich nun beginnen?“

Plötzlich mußte ihr ein Gedanke gekommen sein; leise verließ sie das Zimmer.

„Mary,“ sagte sie, ins Nebenzimmer tretend, wo die Dienerin den Tisch deckte, „denke Dir, des Kapitäns Staatsrock ist weg! Er hat ihn verschenkt! Und er wird nie wieder einen Rock bekommen, der ihn so gut kleidet, wie dieser! Wir müssen zusehen, daß wir ihn zurückbekommen, Mary. Vielleicht ist der Mann noch im Kasino. Ist Tobias noch in der Küche?“

„Ja, Madame!“ antwortete das Mädchen.

Der junge Bursche, der zuweilen Wege für das Haus besorgte, hielt sich mit Vorliebe zur Essenszeit in der Küche auf; glücklicher Weise auch heute.

„Schicke ihn zu mir herein,“ sagte Frau Robertson, schnell entschlossen.

Mary öffnete die Thür und rief:

„Tobias!“

Der Gerufene kam. Er war nicht gerade ein sehr gewitzter Mensch, aber ehrlich und treu wie Gold. Er trat schüchtern ins Zimmer.

„Tobias,“ redete die Hausfrau ihn an, „ich habe einen Auftrag für Dich! Nimm einen Schirm und gehe nach dem Kasino. Wende Dich an den dortigen Wirt und bitte ihn, daß er Dir den Mann zeige, dem der Herr Kapitän vorhin einen Rock ge-

schenkt hat. Wenn er Dir den Unbekannten gezeigt hat, so gehe zu demselben und gib ihm dieses“, hier gab Frau Robertson dem Burschen einen Fünfdollarschein, „und nimm ihm auch den Rock mit, der hinter der Küchentür hängt. Du verstehst mich doch, Tobias?“

„Ja, Madame!“ sagte Tobias. „Ich soll dem Mann, dem der Herr einen Rock geschenkt hat, diesen Fünfdollarschein und den Rock, der hinter der Küchentür hängt, geben.“

„Das ist recht, Tobias!“ versetzte die Frau. „Und dann sage dem Fremden einen Gruß von Frau Kapitän Robertson, und ob er vielleicht das Geld und diesen Rock annehmen und Dir dafür den andern Rock zurückgeben wollte, den der Herr Kapitän ihm vorhin geschenkt hat. Vielleicht thut er es, weil er bares Geld dafür bekommt. Sei recht schlau, Tobias, und sage ihm, er thäte mir einen großen Gefallen damit.“

Tobias hörte aufmerksam auf alles, was die Herrin des Hauses ihm sagte und ging dann seiner Wege, um streng so zu handeln, wie ihm befohlen worden war.

Er war kaum eine halbe Stunde fort, als er schon wieder zurückkehrte, mit einem Paket in Zeitungspapier unter dem Arm und einem schlaun Lächeln auf seinem einfältigen Gesicht.

Mit strahlendem Gesicht begrüßte die Kapitänsfrau die Ankunft des Burschen, der ihren Auftrag so zufriedenstellend ausgeführt hatte. Mit vor Freuden zitternden Händen öffnete sie das Paket und stieß im nächsten Moment einen Schrei der Ueberraschung aus. Was das Papier enthielt, war — ein alter, schäbiger, gelbbrauner Rock, voller Flecken auf den Schultern und den Ärmeln.

„Aber das ist ja des Herrn Arbeitsrock!“ rief Mary aus, als sie kaum einen Blick auf den Inhalt des Paketes geworfen hatte. „Tobias hat sich von dem Fremden betrogen lassen!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Tobias protestierend aus. „Diesen Rock hier hat er angehabt, als ich in das Wirtszimmer gekommen bin, und als ich ihn darum bat, hat er ihn ausgezogen und ihn mir gegeben und in Papier gewickelt, dann hat er den andern Rock angezogen und dann —“

„Und was war das für ein Rock, den Du ihm hingebracht hast?“ rief die Frau des Kapitäns, das Gesicht rot vor Aufregung, aus.

„Der Rock, der hinter der Küchentür gehangen hat, ein blauer Rock mit Pelztragen und gleichen Aufschlägen.“

„Himmel! Sein bester Rock!“ rief die Frau aus, wie vernichtet auf einen Sessel niederstinkend und in komischer Verzweiflung die Hände ringend. „Ich habe seinen besten Rock weggegeben! Wie aber, in des Himmels Namen, kommt denn der dahin?“

„O,“ sagte Tobias und freute sich, daß er darüber Auskunft geben konnte, „ehe der Herr heute Nachmittag ausging, hing er den blauen Rock hinter die Thür und zog diesen grauen dafür an. Wenn meine Frau mich in diesem Rocke ausgehen sähe, da würde ich schöne Scheltworte zu hören bekommen!“ sagte der Herr. Und dann ging der Herr fort —

Er kam nicht weiter. Er wurde sehr unsanft von Mary dadurch unterbrochen, daß ihn dieselbe links und rechts mit Ohrfeigen traktierte.

„Du boshafter Schlingel! Warum hast Du das nicht früher gesagt?“ schrie die Frau des Kapitäns wütend auf.

„Mich hat ja niemand gefragt!“ versetzte Tobias beleidigt.

Es war umsonst, daß beide auf den schuldlosen Urheber dieses Unglücks loschlügen, das nützte, das half alles nichts. Es war umsonst, daß Tobias noch in derselben Stunde aufs neue nach dem Kasino rannte und nach dem Fremden forschte, derselbe hatte das Lokal längst verlassen. Es war umsonst, daß die Kapitänsfrau sich wochenlang vor Verzweiflung über den durch ihren übertriebenen Eifer verschenkten, unerseßlichen, besten Rock ihres Mannes fast vor Gram verzehrte; umsonst, daß der Kapitän, als er den Verlust der höchsten Zierde seiner ganzen Garderobe erfuhr, wettete und tobte und sich aufs neue einen Rausch antrauf, um seinen Kummer über den verlorenen Staatsrock, der der Stolz seiner Frau gewesen war, zu vergessen. Er war fort mitsamt der Fünfdollarnote und dem unbekanntem Fremden, der gleichsam von der Erde verschwunden war auf Nimmerwiedersehen.

So kam Kapitän Robertson um seinen „besten Rock“.

Ueber Heizung vom gesundheitlichen Standpunkte.

„Es ist eine Wohlthat, daß es uns gegeben ist, die Luft der geschlossenen Wohnräume künstlich zu erwärmen. Die Art jedoch und das Material, auf welche wir in kleinbürgerlichen Verhältnissen zur Erreichung dieses Zweckes angewiesen bleiben, sind geeignet, diese Wohlthat in eine größere oder geringere Plage zu verwandeln.“ Diese Worte des Sanitätsrats Dr. P. Niemeyer stellt ein Mitarbeiter der N. Fr. Pr. seinen Ausführungen über das obige Thema voran, um zum Bewußtsein zu bringen, daß wir die künstliche Erwärmung unserer Wohnungen mit einer Reihe übler Zuthaten ertaufen, welche die Heizsaison zu einem Notstande für unsere Atemdiätetik machen. Aufgabe der Hygiene ist es nun, auf diese Uebelstände aufmerksam zu machen und deren Beseitigung oder Verminderung anzustreben.

Vor allem ist die Frage, ob man zu heizen beginnen solle, nicht nach der augenblicklichen Gefühlslage zu entscheiden, denn nicht selten ist Frostgefühl lediglich von einem leichten Katzenjammer oder von unterlassener Körperbewegung bedingt, sondern dieser Zeitpunkt sollte der sorgfältigsten Erwägung unterworfen, möglichst lange hinausgeschoben und die Heizperiode selbst thunlichst abgekürzt werden.

Die günstigste Temperatur ist + 14, höchstens + 15 Grad Reaumur, wobei indes zu beachten ist, daß ein behagliches Wärmegefühl nicht allein von der Temperatur der uns umgebenden Luft abhängt, sondern hauptsächlich von der Größe der Wärmeausstrahlung unseres Körpers gegen die umgebenden kalten Gegenstände, beziehungsweise auch von der Aufnahme

milder Wärmestrahlen. So kann z. B. im strengen Winter in einem längere Zeit nicht bewohnten Zimmer der rasch angeheizte Ofen sehr heiß sein, und man wird trotz 16 Grad Reaumur, die das Thermometer anzeigt, frösteln, während etliche Tage später, nachdem das Zimmer regelmäßig geheizt wurde, man es schon bei 14 Grad Reaumur sehr behaglich warm findet; auch sinkt dann die Temperatur der Luft, sobald das Feuer im Ofen ausgegangen ist, nicht mehr so rasch wie an jenem ersten Tage. Das Gegenstück dieses Beispiels liefert der Aufenthalt in einem von Menschen erfüllten (Ball-) Saale, wo einem der Kopf und der ganze Körper so heiß wird, auch wenn die Temperatur oft nur 16 bis 17 Grad Reaumur beträgt, indes man sich in dem ebenso warmen, aber leeren Nebenzimmer ungleich angenehmer befindet. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, daß in einem — wie man zu sagen pflegt — nicht „ausgeheizten“ Zimmer der menschliche Körper zu viel Wärme an die kalten Wände, Fußböden, Möbel u. s. w. durch Strahlung abgeben muß, wodurch notwendigerweise Kältegefühl entsteht, während im Gedränge, wo ein jeder von so vielen ebenso warmen Körpern (man könnte sagen: lebenden Ofen) umgeben ist, die unerläßliche Wärme-Ausstrahlung auf ein Minimum beschränkt bleibt, was auch bei normalem Thermometerstande Unbehaglichkeit und drückendes Hitzegefühl zur Folge hat.

Maßgebend für den Grad der Beschickung des Heizapparates bleibt nebst der Temperatur und Feuchtigkeit der Außenluft auch die Windstärke, denn bekanntlich wirkt feuchtes, sowie namentlich windiges Wetter abkühlender als windstilles. Ueberdies hat man sich empirisch mit der Heizkraft seines Ofens vertraut zu machen, um danach die gehörige Menge des Brennmaterials zu nehmen. Vom hygienischen Standpunkte ist zu bedauern, daß das Brennholz immer mehr von der unsauberen Braun- und Steinkohle verdrängt wird, denn diese hat uns für die Winterzeit eine neue Staubquelle geschaffen, von deren Wirkung die Wenigsten eine Ahnung haben.

Wer sich von der Größe dieser Staubquelle eine Vorstellung machen will, braucht nur des Abends eine (mit Glycerin betupfte) Glasplatte in dem geheizten Wohnzimmer frei liegen zu lassen und am nächsten Morgen die darauf haften gebliebene Staubprobe bei etwa hundertfacher Vergrößerung durch das Mikroskop zu betrachten, so wird er nicht wenige Kohlen splitter darin erkennen, die übrigens sehr häufig auch mit freiem Auge in den ausgeworfenen Schleim als schwarze Punkte beobachtet werden können. Deshalb wird jede hygienisch strebsame Hausfrau die Vereinschaffung und Behandlung dieses Brennstoffes mit größter Sorgfalt und insbesondere die Reinigung der Roste und die Entfernung der Asche erst nach vorhergegangener entsprechender Benetzung mit Wasser vornehmen lassen. Gegenüber der Feuerung mit Steinkohlen (Braunkohlen und Torf), bei welchen nicht selten auch Verpuffungen, kleine Expeditionen im Feuerraum vorkommen, wodurch zuweilen Rauch ins Zimmer tritt, ist die Heizung mit Steinkohlen-Roaks, gewöhnlich kurzweg Roaks genannt, etwas reinlicher und bequemer. Die ausgebreitetste An-

wendung im häuslichen Gebrauche haben die bei der Darstellung des Leuchtgases aus Steinkohlen zurückbleibenden Gasroaks; diese eignen sich, namentlich wenn sie wenig zusammenbacken, sehr gut zu kontinuierlichen, wie auch zur unterbrochenen Heizung mit Füllöfen, überhaupt zur Stuben- und Küchenheizung, vorausgesetzt, daß die Öfen dazu eingerichtet sind. Nicht empfehlenswert, weil wenig Staub bildend, sind die Briquettes, ein gewöhnlich aus sonst schlecht verwertbaren pulverförmigen Kohlenabfällen durch Mischung mit Steinkohlenteerpech unter großem Drucke in Ziegelform hergestelltes, verhältnismäßig billiges Brennmaterial, das aber mehr Asche liefert, als die übrigen; ähnlich werden aus gedörtem Torfpulver die Torfbriquettes und aus gebrannter Gerberlohe die sogenannten Lohkäse oder Lohfuchen durch Pressung erzeugt und bei dem gewöhnlich geringen Preise zum Anfeuern, sowie zur Erzielung mäßiger und andauernder Wärme nicht ungern benutzt.

Eine gute Seite der Stubenheizung ist, daß der vom Zimmer aus beschickte brennende Ofen die Ventilation unterhält; allein dieser Luftwechsel wird vielfach überschätzt. Mehr leistet hinsichtlich der Ventilation das vielbesungene, in England, Frankreich und Italien weit verbreitete Kaminfeuer, welches aber in der nächsten Nähe zu viel, auf Entfernung zu wenig Wärme gibt und beständig unterhalten werden muß, daher das kostspielige Heizverfahren darstellt; überdies ist die Erwärmung, weil nicht durch Leitung, sondern durch einseitige Strahlung bewirkt, ungleichmäßig, unangenehm und gerade nicht zuträglich. Die dekorativen Vorzüge und die Annehmlichkeit, das Feuer brennen zu sehen, haben das Streben gefördert, Kamine herzustellen, welche im Wesentlichen Öfen in Kamingestalt sind und gewöhnlich auch Kaminöfen genannt werden. Solche können in der heizenden und ventilierenden Wirkung den besten Stubenöfen gleichkommen, doch sind deren Anschaffungskosten schon wegen der reichern Ausstattung gewöhnlich viel höher.

Am billigsten aber stellt sich der gewöhnliche eiserne Ofen; er ist jedoch vom hygienischen Standpunkte der schlechteste, und mit Recht nennt ihn der ebenso gemüthvolle als menschenfreundliche schweizer Gesundheitslehrer Sonderegger „den bösen Freund der armen Leute“, denn diese (gewöhnlich auch zu klein gewählten) eisernen Öfen geraten selbst bei nur halbwegs lebhafter Feuerung allzu leicht ins Glühen, ein Umstand, der bei jedem Ofen streng zu verhüten ist; denn abgesehen von dem energischen Wärme-Ausstrahlungsvermögen glühenden Eisens, welches den Aufenthalt in seiner Nähe unerträglich macht, verbrennt es den darauf lagernden, sowie den mit den Luftschichten darüber hinwegstreifenden Staub und gibt Anlaß zur Entstehung des überaus giftigen Kohlenoxydgases und eines eigentümlichen, brenzlichen Geruches. Das mit Recht gefürchtete Kohlenoxydgas entwickelt sich nicht, wie man allgemein, aber sehr irrigerweise glaubt, bloß bei Steinkohlenheizung, sondern überhaupt aus jedem Brennstoffe (Holz, Torf, Roaks, Del, Talg, Stearin u. s. w.) bei unvollkommener Verbrennung, und es ist erfreulich, daß

sowohl an Kachel- als an eisernen Öfen die gefährliche Ofenklappe immer mehr durch eine an der Ofenthür angebrachte hermetische Verschlussvorrichtung ersetzt wird, welche den Eintritt der giftigen Verbrennungsprodukte (Kohlenoxydgas u.) ins Zimmer unmöglich macht. Eine weitere Schädlichkeit des gewöhnlichen eisernen Ofens liegt in der allzu raschen Erhitzung der Luftschichten, welche nun im Zimmer nicht eben so schnell mit den nötigen Wasserdämpfen sich sättigen können, sodaß eine solche Luft relativ sehr trocken ist und den darin atmenden Personen Beschwerden macht, weil dem menschlichen Körper augenblicklich eine das normale Maß überschreitende Menge von Wasserdampf entzogen wird. Endlich ist zu erwähnen, daß der eiserne Ofen in Folge seiner Eigenschaft, leicht glühend zu werden, mehr als jeder andere die oberen Luftschichten unverhältnismäßig höher temperiert, als die untern, entgegen dem schon von Kant verzeichneten hygienischen Grundsatz: den Kopf kühl, die Füße warm zu halten.

Der Thonofen entbehrt zwar den Vorteil der raschen Erwärmung, wird aber dafür nicht leicht glühend und gibt, wenn das Feuer bereits längst erloschen ist, noch Wärme an die Umgebung ab; dies ermöglicht, eine weitaus gleichmäßigere und lang anhaltende Wärme in dem geheizten Raume zu erhalten; gewiß nicht zu unterschätzende Vorteile, welche zur Konstruktion der Thoneisen-Öfen Veranlassung gegeben haben, bei denen Eisen und Thon zur Aufnahme der von den Flammen gespendeten Wärme so kombiniert wurden, daß die Vorteile beider ohne deren Nachteile zur Geltung kommen. Ueberdies ist es in neuester Zeit gelungen, recht praktische (auch sehr ventilationskräftige) Öfen aus Eisen allein herzustellen, von denen besonders zwei Arten hervorgehoben zu werden verdienen; die eine ist von Professor Meidinger in Karlsruhe, die andere von Professor Wolpert in Kaiserslautern angegeben worden. Jene beansprucht Heizung mit Roaks, und zwar müssen dieselben in Würfeln von Nußgröße in Anwendung kommen; diese dagegen können mit jedem, selbst dem schlechtesten Heizmaterial (Sägespähne, Torfstaub u.) beschickt werden und bieten außerdem den großen Vorzug, daß sie den untersten Luftschichten direkt eine gewisse Wärmemenge zuführen, während der Meidinger-Ofen die Luftschichten in erhöhtem Maße erhitzt, die untern nur durch Circulation erwärmt. Die sich so ergebenden Temperatur-Differenzen sind oft beträchtlich und um so mißlicher, je niedriger der zu beheizende Raum ist. Auch ist der dem Meidinger-Ofen gemachte Vorwurf, daß bei unaufmerksamer, minder verständiger Behandlung gelegentlich des Nachfüllens Kohlenoxyd im Zimmer sich verbreiten kann, nicht ungerechtfertigt. Aus den erwähnten Umständen ergibt sich, daß die Wolpert'schen Öfen für die Einzelheizung unserer Wohnungen das Vortrefflichste darstellen und alles leisten, was nur irgend gewünscht werden kann.

In öffentlichen Gebäuden tritt immer mehr an Stelle der Lokalheizung mit dem Stubenofen, die von einer besondern, gemeinschaftlichen Heizkammer ausgehende Kollektiv- oder Centralheizung. Je nach dem Luft, Wasser- oder Wasserdampf als Träger

der Wärme benutzt werden, unterscheidet man Luft-, Wasser- und Dampfheizung.

Ist der Mond bewohnt?

Ueber dieses schon viel besprochene Thema finden wir in der Didaskalia, Unterhaltungsblatt des Frkf. Journ. folgende interessante Besprechung:

Der Mond kehrt uns bekanntlich stets dieselbe Seite seiner Oberfläche zu und ist uns seine andere Seite daher vollständig unbekannt. Die uns zugekehrte Seite des Mondes ist bei seiner verhältnismäßig geringen Entfernung von der Erde durch unsere Fernrohre genügend erforscht, um deren Beschaffenheit als von solcher Natur bezeichnen zu dürfen, daß darauf keinerlei organisches Leben existieren könne; hieraus ist nun vielfach der Schluß gezogen worden, daß der Mond überhaupt ein toter Weltkörper sei, auf dem kein organisches Leben existiere. — Die tote Beschaffenheit der uns zugewandten Seite des Mondes ist aber durchaus kein Beweis dafür, daß auch seine andere uns unbekannt Seite für organisches Leben ungeeignet sein müsse, die charakteristische Eigenschaft des Mondes, uns immer seine eine Seite zu zeigen, ist vielmehr gleichsam ein Fingerzeig dafür, daß auf seiner andern Seite etwas anderes, uns Unbekanntes existieren möge.

Die Eigenschaft, seinem, ihn in Bezug auf Gravitation beherrschenden Centralkörper stets dieselbe Seite zuzukehren (welche vermuten läßt, daß sein Schwerpunkt nicht in seinem Mittelpunkte, sondern mehr nach der Erde zu liegt), hat der Mond mit den Satelliten des Jupiter, Saturn u. gemeinjam; eine Analogie in dieser Beziehung bieten außer jenen andern Satelliten nur noch die Kometen, welche ihrem Centralkörper — der Sonne — ebenfalls stets nur ihre eine Seite, ihren Kopf zuzehren, während ihr Schweif immer von der Sonne abgewendet steht.

Hat unser Mond auf der von uns abgewandten Seite vielleicht etwas dem Schweife der Kometen Analoges, etwa eine einseitige Atmosphäre? Daß auf der von uns abgewandten Seite des Mondes Wasser existiere, dürfte nicht unwahrscheinlich sein, vielleicht befindet sich auf dem uns gerade entgegengesetzten Teile der Mondoberfläche ein großes Wasserbecken und rings um dasselbe Vegetation und tierisches Leben.

Nehmen wir zunächst einmal an, daß überhaupt Wasser auf dem Monde vorhanden und fragen uns, welchen Einflüssen der Gravitation und Centrifugalkraft dasselbe dort ausgesetzt sein würde? Die auf unserer Erde so charakteristisch auftretende Erscheinung der miteinander abwechselnden Ebbe und Flut können die auf dem Monde etwa vorhandenen Gewässer in ähnlicher Weise nicht haben, weil derselbe sich in Bezug auf die Erde nicht dreht; auf unserer Erde wechselt Ebbe und Flut aus dem Grunde miteinander ab, weil die Erde sich um ihre Achse dreht und daher dem Monde in schnellem Wechsel ihre verschiedenen Seiten zugehrt; würde unsere Erde dem Monde stets nur eine und dieselbe Seite zuzehren, so hätten wir keinen Wechsel von Ebbe und Flut, sondern an

einigen Stellen der Erdoberfläche wäre beständiges Hochwasser, an anderen beständiger Wassermangel. Wie weit der Wassermangel sich auf der Erdoberfläche erstrecken würde, falls die Erde dem Monde stets dieselbe Seite zuzehrte, wollen wir hier nicht untersuchen, jedenfalls würden aber große Teile unserer Weltmeere trocken gelegt werden, während das Wasser sich an andern Stellen dagegen zu erstaunlicher Höhe aufstauen würde: nur die schnelle Drehung der Erde um ihre Achse verhindert dies, indem die Attraktion des Mondes sich in schneller Folge auf verschiedene Stellen des Weltmeeres richtet.

Da nun unsere Erde auf den Mond und alles auf demselben Vorhandene ihrer relativen Größe wegen eine sehr starke Attraktionswirkung ausüben muß, eine sechszigmal größere als wie der Mond auf die Erde ausübt, und da diese starke Anziehung wegen der konstanten Stellung des Mondes zur Erde stets in gleicher Richtung auf ersteren wirkt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die etwa existierenden Gewässer des Mondes ihren Ort auf dessen Oberfläche im wesentlichen gemäß der Stellung der Erde einnehmen; da aber die Erde zum Monde stets dieselbe Stellung einnimmt, so werden die schwereren Teile desselben der Erde zugekehrt, die leichteren von ihr abgewandt sein; es wäre also ganz naturgemäß, daß das Wasser, als leichterer Teil, sich ausschließlich auf der von uns abgewandten Seite des Mondes angeammelt fände.

Beim Monde kann man wegen seiner unveränderlichen Stellung zu dem ihn in Bezug auf Gravitation beherrschenden Centralkörper, der Erde, sehr wohl von einer oberen und von einer unteren Seite desselben sprechen, und zwar ist die von uns abgewandte Seite die obere, die uns zugewandte die untere; sein schwererer Teil, der nackte Fels, ist auf der unteren, uns zugewandten Seite, sein Wasser dagegen schwimmt auf der oberen von uns abgewandten Seite; vermutlich befindet sich dort auch eine einseitige Atmosphäre und organisches Leben.

Eine Verteilung des Wassers auf beide Seiten des Mondes wäre auch mit Rücksicht auf die Centrifugalkraft nicht wohl möglich; infolge des Umstandes nämlich, daß der Mond in Bezug auf die Erde, keine Drehung um seine Achse vollbringt, sondern nur eine solche um die Erde, macht sich auf dem Monde nur eine solche Centrifugalkraft geltend, welche sich aus seiner Drehung um die Erde ergibt, keine solche aus einer Drehung um sich selbst resultierende, wie bei der Erde und den Planeten. Das Wasser, überhaupt alle auf dem Monde vorhandenen Gegenstände, also auch seine Atmosphäre, befinden sich somit unter dem Einflusse einer Centrifugalkraft, deren Mittelpunkt die Erde ist; es muß daher das Wasser und auch wohl der größte Teil der Atmosphäre des Mondes auf der von uns abgewandten Seite desselben angeammelt sein, ähnlich wie der Schweif der Kometen sich stets auf der von der Sonne abgewandten Seite befindet.

Man kann sich leicht ein anschauliches Bild von der Lage des Wassers auf dem Monde machen, wenn man eine Kugel, etwa einen nicht zu kleinen Ball, mittelst eines daran befestigten Fadens einige Zeit

lang im Kreise herumschwingt, wobei derselbe ebenso wie der Mond dem Mittelpunkte der Drehung stets dieselbe Seite zuzufahren wird; taucht man nun diesen Ball vor der Drehung in eine Flüssigkeit, welche besser am Ball haften bleibt als Wasser, so wird die am Ball haftende Flüssigkeit sich nach lang fortgesetzter Drehung ausschließlich auf der dem Faden entgegengesetzten Seite des Balles angesammelt haben.

Professor Dr. Gustav Jäger über Normalkleidung.

Der vielgenannte Stuttgarter Professor hielt, laut der Nordd. Allg. Ztg., Ende voriger Woche Vortrag vor einem äußerst zahlreichen Publikum, unter dem man bereits zahlreiche „Wollene“ — so nennen sich die Träger der Jägerschen Normalkleidung — bemerken konnte. Daß Prof. Jäger selbst in der von ihm empfohlenen Kleidung erschien, versteht sich von selbst. Seine muskulöse Gestalt nimmt sich in den eng anliegenden Beinleidern und dem Normalrock, dem schwäbischen zweireihigen „Waffenrock“, recht gut aus. Er trägt beim Vortrage weiße wollene Handschuhe, und aus dem Kragen seines Rockes sieht — etwas inkonsequent — der weißleinen Hemdkragen hervor. Es entspricht seiner reformatorischen Thätigkeit, daß er die hergebrachten Gewohnheiten beim Vortrage außer Acht läßt: er beansprucht für seine Bewegungen einen weiten Spielraum, von dem einen Ende der Bühne geht er in Eifer der Rede zum andern; dem Manuskript, das auf einem Notenpult einer Partitur gleich vor ihm liegt, wird nur hin und wieder ein flüchtiger Blick geschenkt. Der Vortrag an sich hatte viel Fesselndes. Es dreht sich natürlich darum, daß der Mensch nur Wolle tragen müsse, und zwar naturbraune, also aus der Wolle von weißen und schwarzen Schafen gemischte oder mit Indigo gefärbte. Mit Blauholz schwarzgefärbte Kleider seien schädlich. Für das Wollregime führt Prof. Jäger folgende Autoritäten an: zuerst den Schöpfer, der die Tiere mit Wolle bekleide, dann Moses, der im 5. Buch, Kap. 22, Vers 11, schreibt: „Du sollst Dich nicht bekleiden mit Zeug von Wolle und Flachß nebeneinander.“ Orthodoxe Juden tragen deshalb auch noch ausschließlich Wolle, eine Gewohnheit, die der Vortragende als Ursache des langen Lebens der Juden bezeichnet. Eine weitere Autorität nennt er die katholische Kirche, deren Ordensleute, wie die Trappisten, nur in Wolle gekleidet gehen, und endlich zwei Vertreter der Wissenschaft, Hufeland und Pettenkofer. Ein „Wollener“ braucht nach der Theorie Jägers weder auf gymnastische Übungen, noch auf häufiges Baden Wert zu legen, ja von dem letztern, wie von vielem Waschen wird sogar abgeraten. Ist einer gesund, so reinigt sich die Haut von selbst; ein Junge von der Straße, dessen Kleider von Schmutz starren, zeigt, wenn er sonst frisch und gesund ist, unter den Kleidern eine blendend weiße Haut (?!). Neben dem Stoff und der Farbe des Kleides ist naturgemäß auch der Schnitt derselben von wesentlicher Bedeutung. Jäger behauptet, daß unsere jetzige Tracht wie eigens dafür

geschaffen sei, die Ausdünstungen des Körpers der Nase zuzuführen, so daß der Mensch nicht die Zimmerluft, sondern die seinem eigenen Körper entströmende verdorbene Luft einatmen müsse, daher soll die Normalkleidung beschaffen sein, daß die Ausdünstung an den Seiten hinausgehe; enganliegender, um die Hüften und am Halse schließender Rock, und statt der jetzt üblichen Hosen — Tricots. Er wäre, so erklärte der Prof. Jäger, längst als „Lohengrin“ umhergelaufen, wenn nur die liebe Schuljugend nicht gewesen wäre. Aber daheim trage er sich gar nicht anders als so. — Bei diesen Worten entfernte er mit geschicktem Griff die gamaschenartige Umhüllung der unteren Hälfte seiner Beine und stand thatsächlich im Tricot da, zum größten Gaudium seiner Zuhörer und Zuschauer. Zum Schluß seines Vortrages wandte Prof. Jäger sich dem geschäftlichen Teile seiner Agitation zu. Er gebe zu, daß er vom Professor zum Schneiderkönige geworden sei, und verwahre sich auch nicht gegen den Vorwurf, daß er für seine „Firma“ reise. Es müsse in unserer materialistischen Zeit eben alles auf den geschäftlichen Standpunkt gebracht werden: hier Ware — hier Geld! Wenn die Leute nur zufrieden sind!

Der Wert gefelligen Umgangs.

In diesem Augenblick, wo das gesellschaftliche Leben an allen Orten seine Flügel zu heben beginnt, ist eine litterarische Erscheinung recht zeitgemäß, die uns wissenschaftlich überzeugt, daß wir mit den Besuchen von Gesellschaften nicht bloß unsere Lebensfreuden erhöhen, uns vielmehr auf dem Gebiete der sozialen Ethik und des kategorischen Imperativs befinden, wo es im Zweifel heißt: du mußt. Alle die bekannten fadenscheinigen Ausflüchte gesellschaftsscheuer Väter und Chemänner werden mit dem solidesten wissenschaftlichen Material bekämpft. Professor von Jhering, der für die Vertiefung und Erhellung sozialer Probleme schon so vieles geleistet hat, veröffentlicht in der „Gegenwart“ einen Aufsatz über die Umgangsformen, welchem wir die folgenden Bemerkungen über die Fruchtbarkeit des gesellschaftlichen Lebens entnehmen: „Umgang ist soziale Pflicht. Der Einsiedler versündigt sich gegen die Gesellschaft, denn er entzieht ihr die Dienste, die er imstande wäre, ihr zu leisten, ganz abgesehen davon, daß er sich selbst schädigt, denn niemand entzieht sich auf die Dauer der Gesellschaft, ohne in irgend einer Weise Schaden zu nehmen. Einseitigkeit ist die unausbleibliche Folge der Einsamkeit. Mag auch in erster Linie die Kraft des Menschen seiner Berufsthätigkeit gehören, den Ueberfluß seiner Kraft und Zeit gebührt der Gesellschaft, selbst seine Heiterkeit, sein Frohsinn, seine gesellschaftlichen Talente und feinen Formen. Wären wir Menschen imstande, die Einwirkungen des einen von uns auf den andern zu verfolgen, wir würden oft mit Staunen inne werden, welche nachhaltigen Wirkungen sich an die scheinbar unbedeutendsten persönlichen Berührungen knüpfen. Der bloße Anblick der fremden Größe kann die eigene schlummernde Kraft wecken, eine einzige Unterhaltung

mit einem bedeutenden Manne für das ganze Leben entscheidend wirken, und wie nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft sich Wärme in Bewegung, Bewegung in Kraft umsetzt, so kann auch im Werke des Dichters die Erfrischung und Anregung, die er im gefelligen Verkehr dem Witz und der Heiterkeit des Lebemanns, und in dem Werke des Dichters und Malers diejenige, die er dem Zauber weiblicher Anmut und Schönheit verdankt, sich in kostbarer Weise verwerten und für die Menschheit die schönsten Blüten treiben. Scherz setzt sich da in Ernst, Schönheit in Poesie um. Der Same, aus dem auf fruchtbarem Boden das Größte in der Welt hervorgeht, ist dem bloßen Auge ebensowenig sichtbar, wie derjenige, den die Luft mit sich führt. — Der Umgang aber ist eines der wirksamsten Behittel, das ihn weiter trägt.“

Nach hundert Jahren.

Eine New Yorker Zeitung prophezeit unserem Geschlecht folgende Zukunft: „Im Jahre des Heils 1982 werden Gas, Petroleum, Del und dergleichen sinkende und zum Teil gefährliche Leuchtstoffe längst in die Kumpelkammer gewandert sein — das versteht sich von selbst. Der Erwähnung bedarf es auch kaum, daß die Lokomotive alsdann in Gewerbemuseen als Kuriosität figurirt und der elektrische Strom überall ihre Stellung eingenommen hat. Die Elektrizität wird natürlich auch Beefsteaks und Gemüse kochen und als Leuchtquelle überall die Wirkung der Sonne in der Nacht fortsetzen, so daß die Felder zweimal so viel tragen als jetzt, und die Klagen der Landwirte endlich aufhören. Im Jahre 1982 haben sich die Erfinder endlich auch der Luft und des Wassers angenommen. Keinem wird es mehr einfallen, diese mit schädlichen Pilzen geschwängerten Körper nach Art der Menschen des 19. Jahrhunderts roh zu genießen und damit den Keim zu Tuberkulose, Typhus, Cholera etc. zu legen. Wasser wird destillirt und Luft nur erwärmt genossen, wodurch nebenbei auch der Schnupfen aus der Welt geschafft wird. Unsere Enkelkinder haben nämlich das Mittel gefunden, die Temperatur auf dem ganzen Erdball gleichzumachen, dem Wechsel der Jahreszeiten ein Ende zu bereiten. Es herrscht überall, das ganze Jahr durch, 20 Gr. Wärme. Die Polargegenden sind somit bewohnbar, und es ist Aussicht vorhanden, daß Deutschland daran denkt, England zuvorkommen und am Nordpol eine Kolonie zu gründen. Die Luft wird schiffbar sein, und wer die elektrische Bahn scheut, mag per Ballon reisen. Ob die Erdbewohner alsdann besser und glücklicher sind, steht freilich auf einem anderen Blatt.“

Zweihundertjährige Spizen.

Aus Schleswig-Holstein wird der Voss. Ztg. geschrieben: Vor einigen Jahren wurde in einer kleinen ländlichen Gegend Schleswig-Holsteins, der Probstei, eine Entdeckung gemacht, die, bis vor kurzer Zeit geheim gehalten, jetzt der Öffentlichkeit über-

geben ist und in allen kunstgewerblichen Kreisen lebhaftes Interesse finden wird. Durch einen Zufall bekam die durch ihr Kunstflückeri-Institut in Hamburg bekannte Frau Dr. Marie Meyer in Forstede einen Rissenüberzug zu Gesicht, an welchem sich eine zwar verwachsene, aber unverkennbar edelste, zwei Jahrhunderte alte Spitze befand. Da nachweislich der Ueberzug aus der Propstei herrührte, wurden sofort in allen Dorfschaften des Ländchens, welches, wenn auch stark bevölkert, kaum zwei Quadratmeilen groß ist, sorgsame Nachforschungen nach weiteren Spizen angestellt und das Ergebnis war ein ganz überraschendes. Fast in allen Häusern der alten Bauerngeschlechter fanden sich Spizen der edelsten Art, Spizen von einer Pracht und Schönheit, wie sie kaum in irgend einem Museum der Welt zu finden sind. Nur in den seltensten Fällen war bei den Besitzern das Bewußtsein von dem Werte des ererbten Schatzes geblieben, meistens lagen sie in den Ecken der Truhen und Koffer, nicht selten schmückten sie die Bettwäsche und gingen so schnellm Verbrauch entgegen. Im ganzen war die Konservierung eine so mangelhafte, daß die Mehrzahl der Spizen im Laufe eines Menschenalters verborben wäre. Es ist das Verdienst der Frau Meyer, daß sie mit großer Energie und vollem Verständnis diesen seltenen Schatz der deutschen Kunstindustrie erhalten hat, indem es ihr gelungen ist, etwa 200 Spizen nach ihrem vollen Werte zu erwerben und sie in musterhafter Weise zu restituieren. Für die Wiederherstellung beschädigter Stücke ist eine jahrelange Arbeit, ein Studium der alten Technik und schließlich in der Ausführung eine Kunstfertigkeit erforderlich gewesen, welche derjenigen des Mittelalters auf diesem Gebiete gleichkommt. Die Frage, wie diese Spizen in die Probstei gekommen, ist noch nicht gelöst. Die Bevölkerung stammt wahrscheinlich von einer niederländischen Kolonisation her und hat noch viele Eigentümlichkeiten in Körperbau, Tracht und Sitten. Die Probsteier bebauten von alters her ihr fruchtbares Land als freie Bauern und offenbar haben die Spizen, welche kein König schöner gehabt hat, zum Schmucke ihrer Frauen und ihrer Betten gedient. Nirgends in Schleswig-Holstein ist sonst ein ähnlicher Luxus getrieben, die sorgsamsten Nachforschungen haben ergeben, daß in Schleswig-Holstein außerhalb der Probstei ähnliche Spizen nicht existieren. Dorthin sind sie offenbar vor etwa 200 Jahren verkauft und haben sich dann von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Diese Meyersche Sammlung der Spizen aus der Probstei befindet sich augenblicklich auf der Exposition des beaux arts appliqués à l'industrie in Paris und erregt bei allen Kennern Staunen.

Was ist Liebe?

Unter den Millionen Erklärungen, welche die Liebe gefunden, werden es wenige an Originalität mit derjenigen aufnehmen, die ihr Peter Daniel Huet gab. Freilich war Huet ein Gelehrter und nie verheiratet, zwei Umstände, die bei seiner Definition schwer ins Gewicht fallen. Geboren zu Cain 1630,

trat er mit vierzig Jahren in den geistlichen Stand, ward zum Lehrmeister des Dauphins ausersehen, erhielt das Bischofthum Avranches, gab es jedoch nach einiger Zeit freiwillig ab und lebte fortan nur seinen Privatstudien. Um seine Ansicht über das höchste Gefühl, dessen wir Menschen fähig, befragt, äußerte er sie folgendermaßen: „Die Liebe ist keine bloße Leidenschaft der Seele, sowie der Haß oder der Neid, sondern sie ist zugleich eine Krankheit der Körpers, sowie das Fieber. Sie hat ihren Sitz im Blut und in den Lebensgeistern, die auf außerordentliche Weise in Hitze und Bewegung geraten, und man konnte sie ebenso methodisch, wie andere Krankheiten, nach den Regeln der Medizin kurieren. Ich glaube, daß starkes Schwitzen und öfteres Aderlassen die Kur sein würde. Wenn dadurch die hitzigen Lebensgeister mit den überflüssigen Säften weggingen, so würde das Blut gereinigt, die Bewegung gestillt und der natürliche Zustand wiederhergestellt. Dies ist keine bloße Mutmaßung, es ist eine auf Erfahrung gegründete Meinung. Ein großer Prinz hatte sich in ein sehr würdiges Frauenzimmer verliebt, mußte aber unvermutet zur Armee abreisen. Seine Leidenschaft dauerte auch in der Abwesenheit fort und erhielt sich durch die Erinnerung und einen beständigen Briefwechsel, bis er gegen das Ende des Feldzuges von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde. Er erlangte seine Gesundheit wieder, aber die Liebe war verschwunden; die starken Evacuationen hatten sie ohne sein Wissen und Willen hinweggenommen, und sie erwachte selbst nicht aufs neue, als er die ehemals vergötterte Person wieder sah.“

Lesefrüchte.

Zorn und Neid sind rasend gewordener Egoismus.

Reich zu sein ist keine Kunst, wohl aber, es zu werden.

Wenn man etwas bekräftigen will, so ruft man immer Gott zum Zeugen, weil er — nie widerspricht.

Bei einer Hochzeit lachen die Männer und die Frauen weinen.

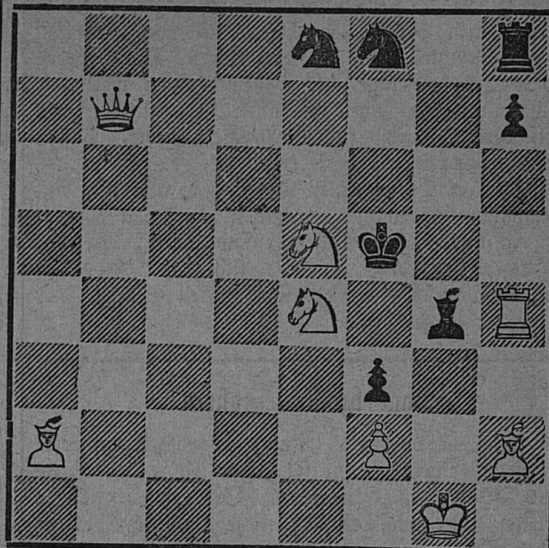
Ein Geheimnis ist wie ein Loch im Gewande. Je mehr man es zu verbergen sucht, um so mehr zeigt man es.

Denkspruch.

Es geht das Herz den eignen Weg, unerforscht sind
seine Tiefen,
Was es gefühlt, wofür es schlägt — wer kann den
rechten Sinn verbriefen?
Wohl möcht der grübelnde Verstand des Wesen seiner
Macht zergliedern,
Doch wird die ungeschickte Hand nur frech das schönste
Bild erniedern.

Schachaufgabe

von
F. J o h n e.
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 21 des Erzählers :

- A. 1. D f 6 — f 3. 1. K b 7 — c 8.
2. T e 4 — e 8 mat.
- B. 1. 1. K b 7 — b 8.
2. T e 4 — e 8 mat.
- C. 1. 1. K b 7 — c 8.
2. T e 4 — e 8 mat.
- D. 1. 1. K b 7 — a 6, b 6 oder c. 6.
2. T e 4 — e 6 mat.

Rätsel.

Wenn des Himmels Blau mit Wolken schwer,
Wenn das Herz erkrankt, von Freude leer,
Wenn das Dunkel naht, der Kummer wacht,
Hast Du mich gleich zur Stelle gebracht.

Nimmst Du ein Zeichen von meinem Sein,
Schließt mich die finstere Erde ein,
Doch durch des Erdreichs düstern Bann
Hebt mein befruchtendes Leben an.

Sind zwei Zeichen von mir genommen,
Will ich gar vielen nicht recht frommen,
Diene als Führer durchs Rätselland,
Fördere das Wissen, scharf' den Verstand.

Auflösung des Rätsels in Nr. 22 des Erzählers :

G e i s b o c k.

Richtig angegeben von Minna L. in Düsseldorf
und C. H. in Venrath.